

(Nachdruck verboten.)

23]

## Die Inselbauern.

Roman von August Strindberg. Deutsch von Emil Schering.

Dann begann der Pastor:

„Teure Christen, die Ehe ist von Gott selber gestiftet . . .“

Eine gute Weile war vergangen, die älteren Frauen rochen an ihrem Lavendel und weinten, als plötzlich ein Knall vom Hof zu hören war, und das Geklirr von Glaskcherben. Man horchte einen Augenblick auf, ließ sich aber nicht weiter stören; nur Carlsson rührte sich etwas unruhig und schielte zum Fenster hinaus. Bald aber kam ein neues puff! puff! puff!, als entforke man Champagnerflaschen; die Zungen, die an der Tür standen, fingen an zu sichern.

Als sich die Unruhe wieder legte, fragte der Pastor den Bräutigam:

„Vor Gott dem Allwissenden und in Gegenwart dieser Gemeinde frage ich Dich, Johannes Eddard Carlsson, ob Du diese Anna Eva Flod zur Ehefrau haben und sie in Lust und Leid lieben willst?“

An Stelle der Antwort schmetterte eine neue Salve Glaschenkörte, Glaskcherben klirrten und der Hund fing an ganz toll zu bellen.

„Wer zieht denn da draußen Flaschen auf und stört den heiligen Akt?“ brüllte Pastor Nordström wütend.

„Danach wollte ich gerade fragen,“ platzte Carlsson heraus, der seine Neugier und Unruhe nicht länger zurückhalten konnte. „Ist es Rapp, der diesen Spektakel macht?“

„Was soll ich machen,“ rief Rapp, der in der Tür stand und sich von der Zumutung verlezt fühlte.

Puff! puff! puff! knallte es unaufhörlich.

„Geht doch um Himmels willen hinaus und seht nach, was los ist, damit nicht noch ein Unglück geschieht,“ schrie der Pastor; „nachher fahren wir fort.“

Einige Hochzeitsgäste stürzten hinaus, andere drängten sich an die Fenster.

„Das ist das Bier!“ schrie jemand.

„Das Bier platzt!“ wiederholte der Professor.

„Wie kann man aber auch das Bier in den Sonnen Schein legen!“

Wie Kugelsprizen lagen die Bierflaschen in ihren Haufen und knallten und brausten, daß der Schaum auf die Erde rann.

Die Braut war über die unerwartete Unterbrechung der heiligen Handlung erregt; das bedeutete nichts Gutes! Der Bräutigam wurde gescholten, weil er seine Anordnung schlecht getroffen hatte; beinahe wäre er in eine Schlägerei mit dem Bootsmann gekommen, auf den er die Schuld schieben wollte. Der Pastor war zornig, daß die heilige Handlung von den Flaschen gestört worden. Draußen aber standen die Zungen und tranken die Reste aus den Flaschenböden; während ihrer Rettungsarbeit bargen sie auch einige halbvolle Flaschen, aus denen nur die Korke herausgesprungen waren.

Als sich schließlich der Sturm gelegt hatte, versammelte man sich von neuem im Saal, allerdings nicht mehr so andächtig wie vorher. Nachdem der Pastor die Frage an den Bräutigam wiederholt hatte, ohne daß sie von etwas anderem unterbrochen wurde als dem Röcheln, das die Zungen im Flur nicht zu unterdrücken vermochten.

Die Glückwünsche regneten auf die Neuvermählten nieder; und so schnell man konnte, verließ man den Saal. Der nach Schweiß, Tränen, feuchten Strümpfen, Lavendel und welken Blumensträußen roch.

Eilig ging an den Kaffeetisch.

Carlsson nahm zwischen Professor und Pastor Platz; aber die Braut hatte nicht die Ruhe zum Sitzen, sondern mußte hierhin und dorthin eilen, um nach den Zurüstungen zu sehen.

Die Sonne schien glänzend an diesem Juliabend, und unter den Eichen plauderte und lachte man. Der Brantwein floß in die Kaffeetöpfe, als die zweite Tasse kam, in die man nicht mehr den Kuchen tauchte. Doch oben am Kopfende beim Bräutigam wurde Wunsch geboten; weder Bauern

noch Burschen sahen scheel darauf. Es war ein Getränk, das man sich nicht alle Tage leistete, und der Pastor ließ sich aus seinem Kaffeetopf wohl bekommen.

Heute war er ungewöhnlich mild gegen Carlsson und trank ihm unaufhörlich zu, rühmte ihn und zeigte ihm die größte Aufmerksamkeit. Doch vergaß er den Professor nicht, dessen Bekanntschaft ihm mehr Vergnügen machte, weil er so selten einen gebildeten Mann traf. Aber es war nicht leicht, ihn im Gespräch zu finden, da Musik nicht die starke Seite des Pastors war und der Professor aus Höflichkeit das Gespräch auf das Gebiet des Pastors zu bringen suchte, dem dieser gerade entkommen wollte. Da man einander so schwer verstand, konnte der eine dem anderen auch nicht näher kommen. Ueberhaupt sprach der Professor, der gewohnt war, seinen Gefühlen in Musik Luft zu machen, nicht viel.

Jetzt kam der Spielmann, dem es sehr schwer wurde, unbemerkt dazusitzen, zum Hochsit hin auf; durch Kaffeehalbe in seinem Mut gestärkt, wollte er mit dem Professor über Musik sprechen.

„Bitte um Verzeihung, Herr Kammermusikus,“ grüßte er und knipste an seiner Geige; „wir haben ja gewissermaßen etwas gemeinsam, denn ich spiele auch, wenn auch nur auf meine Art.“

„Geh zur Hölle, Schneider! Sei nicht unverschämt!“ wies ihn Carlsson ab.

„Ich bitte um Verzeihung, aber ihn gehts nicht an, Carlsson! Versuchen Sie nur diese Geige, Herr Kammermusikus, und sagen Sie mir, ob die nicht gut ist; sie hat zehn Reichstaler gekostet.“

Der Professor knippte die Quinte, lächelte und sagte freundlich:

„Necht gut!“

„Wenn sich nur jemand darauf versteht, dann kann man ein wahres Wort hören! Aber über Kunst sprechen mit diesen — er wollte flüstern, aber die Stimmittel weigerten sich zu nuancieren, und er schrie — Bauernlummeln . . .“

„Gebt dem Schneider einen Tritt in den Hintern!“ schrie man im Chor.

„Hör mal, Schneider, Du darfst Dich nicht betrinken; dann können wir nicht tanzen!“

„Rapp, Du mußt auf den Spielmann achten, daß er nicht mehr trinkt.“

„Bin ich nicht zum Trinken eingeladen? Bist Du vielleicht geizig, Du Preller?“

„Seh Dich, Friedrich, und sei ruhig,“ meinte der Pastor, „sonst kriegst Du Schläge.“

Aber der Spielmann wollte unbedingt über seine Kunst schwätzen; um seine Behauptung, daß die Geige vortrefflich sei, zu bekräftigen, fing er an zu quinfelieren.

„Hören Sie nur, Herr Kammermusikus, diese Wässe; die klingen ganz wie eine kleine Orgel . . .“

„Der Schneider soll das Maul halten! . . .“

Um die Tische entstand Bewegung und der Rausch nahm zu.

Da schrie jemand:

„Gustav ist da!“

„Wo? Wo?“

Mara sagte, sie habe ihn unten beim Holzhaufen gesehen.

„Sag es mir, wenn er drinnen ist,“ bittet der Pastor; „aber nicht früher, als bis er drinnen ist, hörst Du!“

Die Groggläser werden vorgelegt, und Rapp zieht die Kognakflaschen auf.

„Das geht etwas hitzig,“ meinte der Pastor abwehrend, Carlsson aber fand, es gehe, wie es gehen soll.

Rapp forderte alle heimlich auf, mit dem Pastor anzustoßen. Bald hatte der seinen ersten Grog geleert und mußte den zweiten bereiten.

Der Pastor beginnt mit den Augen zu rollen und fault. Er betrachtet so genau, wie er kann, Carlssons Buge und sucht zu ergründen, ob der seine volle Ladung erhalten. Das Sehen aber fällt ihm schwer, darum beschränkt er sich darauf, mit ihm anzustoßen.

Da kommt Mara und ruft:

„Jetzt ist er drinnen, Herr Pastor! Jetzt ist er drinnen!“

„Nein, was sagst Du, zum Teufel, ist er schon drinnen!“ Der Pastor hatte vergessen, um wen es sich handelte.

„Wer ist drinnen, Clara?“ wiederholte es im Chor.  
 „Gustav natürlich!“  
 Der Pastor erhob sich, ging in die Stuga hinunter und holte Gustav. Scheu, verwirrt, kam der zu Tisch. Der Pastor ließ ihn mit einer Tasse Punsch und Surrarufen begrüßen. Dann stieß Gustav mit Carlsson an und sagte ein kurzes: „Glück auf!“

Carlsson wurde gefühlvoll und trank bis auf den Grund aus; erklärte, es sei ihm ein großes Vergnügen, ihn zu sehen, wenn er auch spät komme; und er wisse von zweien, deren alten Herzen es wohl tue, ihn zu sehen, wenn er auch spät komme.

„Und glaub mir,“ schloß er, „wer den alten Carlsson richtig zu nehmen versteht, der weiß auch, wo er ihn hat.“

Singerissen war Gustav nicht, aber er forderte Carlsson auf, ein besonderes Glas mit ihm zu trinken.

Die Dämmerung kam, die Müden tanzten, die Leute schwaften, Gläser klangen, Lachen schmetterte. Hier und dort in den Büschen waren bereits kleine Rauschreie zu hören, unterbrochen von Richern und Surrachen, Hallen und Schüssen, unter dem Himmel des lauen Sommerabends. Draußen auf den Wiesen zirpte das Heimglöckchen und snarpte die Wiesenmarre.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Wegewarte.

Von M. Roda Roda.

Grete, die Köchin, saß behaglich in ihrer Küche. Nachmittags war's, um die sechste Stunde. Die Uhr tückte, der Lampenschein fiel gerade auf Gretens glattgeschleiften Kopf und blinkte in der Schere, dem Fingerhut und dem Löffel, die alle zusammen in einem Nählästchen staken. Grete gebrauchte sie nicht, weil's ihr leid tat, das hübsche Ding auseinander zu nehmen. Sie hatte ihr altes, viel geprägtes Werkzeug in Gebrauch. Der Schere fehlte eine Spitze, der Fingerhut hatte ein Loch. Man kam doch ganz gut damit zurecht.

Grete stülte ein Kinderhöschen. Sie leckte den Zeigefinger ab und wickelte den Faden, um ihn spitz durchs Nadelohr zu führen. Dreimal ging er daneben.

„Die Augen wern halt schwach mit die Jahr,“ sagte sie zu sich selbst und nicht melancholisch. Und tröstete sich gleich darauf: „Dö andern Madeln dum aa nit jünger wern.“

Da trat die Gnädige ein. Die Gnädige war jung und strahlend glücklich. „Wie a Rose,“ pflegte die Grete zu sagen.

„Was machen Sie denn da, Grete?“

„A Hofen fürs Kaane Hausmeisterische. Wer möcht die Würmerln henahn, wo die Mutter in der siebenten Woche krank liegt? Und's dauert aan — in der Kälten — mit hinten verrissene Hofen. Ich kann kein Kind nit frieren legen.“

„Ja, Sie haben Kinder gern, Grete. Auch Wubi, nicht wahr? Ich wolt, der Storch brächt uns noch eins. Wubi ist ja süß — ich ich, ich möcht aber noch ein Mädli haben,“ erzählte die Gnädige vertrauensvoll — gesprächig, wie's die jungen Gnädigen sind, wenn die Klatschereien der „schlechten Mädchen“ sie noch nicht stumm und hochmütig gemacht haben.

„A Wub, a Mädli,“ antwortete Grete nachdenklich, oder auch mehr — — des hab ich mir auch immer gewünscht. Des. Mit andres, gnä Frau.“

„Warum haben Sie denn nicht geheiratet, Grete?“

„Ich waach selbst nit, warum. Vor Bedachtamkeit, vor lauter Plänemachen, zwegen dem Warten und nit auf die Zeit.“ — Gretes Stimme wurde klein und verschämt — „zwegen dem Glück von die Kinder.“

Wie, Grete, wie meinen Sie? fragte die kleine Gnädige und trat neugierig noch einen Schritt näher.

Grete wandte sorgsam das Höschen und nähte den Fled um, auf der linken Seite. „Wann man des nit anständig überwendlich naht, reizt's hein nächsten Wachsen,“ erklärte sie und klopfte mit dem Fingerhut die Naht auf dem Tisch aus. „Mit der Bedachtamkeit mein ich's so, gnä Frau. Es war da aamer, wie daß ich noch a jung's Madel war. A Tischler'sell. Der sagt, wir sollen heiraten, der liebe Gott werd scho sorgen, daß wir nit verloren geh'n. Er hat so schöne braune Augen g'habt und weißblinkerte Zähnd. Ich hab ihm gern g'habt. Aber ich hab' müssen denken: wann mir und nig z'hamm' kommt und's Brot bleibt kaan und's kommen Kinder dazu — aans, zwei, drei . . . Hab' ich mir denkt: du dienst ercht a Weil, bist d' was G'partes hast. Ihm is so langsam die Luft bergangen, und er is ausblieben. Dann hab ich a Bekantschaft g'habt mit aan, der was so gedacht hat wie ich. Wir haben alle beide g'part. Und mitten im Sparen, wie ich noch lang nit genug hab, nemmt er aane, die was fertig von die Eltern kriegt hat. Aus wars mitm Plänemachen. Und dann hab ich auf aan vier Jahr gewartet. Der is gestorben.“

„D, Sie können jetzt noch heiraten,“ sagte die Gnädige, ein wenig schüchtern, ein wenig verlegen ob des eigenen Glückes.

Jetzt? Kann scho sein. Aber jetzt mag ich lan Redigen nit.

Ich — mit meine achtunddreißig Jahr.“  
 Grete strich sich über den Scheitel, und die Gnädige rechnete rasch das Alter nach: drei Jahre mehr ergabs nach dem Dienstbotenbuch.

„Kann scho sein, daß ich heiraten könnt. Aber s Rechte wärs nit. Die Kinder möcht'n scho fast- und krasilos sein. Kinder muß ma mit jungem Blut nähren.“ Und sie lenkte ab. „Was kriegt s Wubi auf d Nacht, gnä Frau? Spinat und haschiertes Kalbfleisch?“

„Ja. Wir bleiben zum Abend nicht zu Haus. Onkel Rudolf hat telephoniert, daß sie uns erwarten. Wubi wird bei Großmama schlafen. Sie können sich was lochen — Eierspeis oder Würstel. Ein Glas Bier können Sie haben — oder Wein. Es ist doch Silvester.“

„Riß die Hand. Wann die Gnädige erlauben dum, geh ich herunter zu die Hausmeisterischen. Da is a große Traurigkeit. Die fünf Kinderln, der Mann und die bettlägerige Frau.“

„Wie Sie wollen, Grete. — Lustig finde ich das nicht.“

„Wies Gott gibt, gnä Frau, so soll mas halt nehmen. Ich wer Ihnen in Gottes Namen an Tee lochen, daß sie wenigstens wissen, daß Neujahr is. An Tee, Zuder und Rum hab ich mir gebracht. Daß die Gnädige selber siegt . . .“

Grete kramte aus ihrer Schublade eilig zwei Päckchen hervor und eine Flasche mit rotem Stantlohn.

„Aber Grete . . .!“ wehrte die Gnädige.

„Na, nur deswegen. Ordnung muß sein.“

Dann half Grete der Gnädigen beim Ankleiden. Sie half Wubi in wärmende Hüllen packen und trug ihn selbst nach dem Wagen. Die Kinderfrau kam nach, mit Garderobestücken und Decken beladen.

Grete schlug die Wagentür zu und grüßte noch durchs Fenster hinein. Der Schnee bestreute ihre Haarsträhne mit Staubzuder.

Langsam ging sie zurück, hinauf in die Wohnung. Sie schlug die Bettten der Herrschaft auf, stellte Pantoffeln und Morgenschühlein davor und holte die Waschrüge voll frischen Wassers. Ehe sie ging, verhängte sie Wubis Bettchen mit einer Decke — grade, als ob Wubi schlafen sollte. Sie strich mit einer schmeichelnd zarten Handbewegung über die kleinen, gestickten Kissen. Und seufzte sehnlich.

Dann drehte sie sorgsam das Gas ab; ging in die Küche, packte den Rum, den Tee und eine Düte Zuder zusammen und schloß die Tür hinter sich.

Von der Treppe aus lehrte sie noch einmal um. Sie hatte das Planelhöschen vergessen gehast. Sie schlug's über den Arm und ging endlich, festlich erregt und entschlossen, den Abend zu feiern, zu Hausmeister's.

„Guten Abend!“ rief sie und verhuschete sich sofort. Die Lampe blakte, die kleine Stube war voll Rauch und Stieluft.

Zwei Stimmen antworteten ihr: ein mürrischer Mann vom Tisch her und eine leidvolle, schwache Frau aus der Bettstatt.

„Na, da macht ja die Lampen a schöne Komeedi,“ sagte Grete fröhlich, als verkünde sie eine Freudenbotschaft. Und so wie die fröhliche starke Stimme in die dunkeln Winkel der Stube drang, da kam's aus dem Schatten hervor: Tonerl, die Jechnjährige, artig und schüchtern — Franzl und Hannes, die Schulbuben, mit lästern forschenden, genächtigen Blicken — Emmi, die Dide, und das zweijährige, oheimige Jüngste, die Staff.

Im Handumdrehen hatte Grete alles fertiggebracht; die Lampe brannte hell, die Kinder hatten frohe Gesichter, am Feuer brodelte der Teetopf, der Mann rauchte die Pfeife.

Grete ließ noch einmal die Tropyen empor in ihre Küche und fand auch im Finstern das Badtuch. Auf dem Flur stäubte sie das Mehl daraus und nun konnte es als Festgedek dienen — unten bei den Hausmeisterischen. Alles braucht die junge, glückliche Gnädige nicht zu wissen.

Grete deckte den Tisch und hatte ihn überreich beladen. Da gab's Kalbsbratenreste und Leberbleibsel vom letzten jour fix — für das Kleinste eine Tasse Katalo, ein Häfel Rindsuppe für die Kranke.

Die Hausmeisterin saß in den aufgeschüttelten Kissen, löffelte lang und bedächtig, und als sie fertig war, sah sie still, mit großen Krankenaugen um sich. Mit tief und weit sehenden Blicken.

Reben ihr im Bett schliefen satt die kleine und Emmi. Auf dem Bänken — sie hatten's einmal von einer Partei bekommen, die ausgezogen war — saßen mit zu langen Beinen die zwei Wuben, schläfrig vom ungewohnten Tee: Am Tisch, bequem in den Stühlen, Grete und der Mann.

Toni war irgendwohin gegangen — zu den Dienstmädchen in den zweiten oder dritten Stock, um in lichernd fröhlicher Gesellschaft das neue Jahr zu erwarten. Manchmal klang ein Lachen und Schreien durchs Haus, auf dessen vornehme Stille der Hausbesorger sonst so streng zu halten pflegte.

„Die gießen jetzt Wei,“ dachte die Kranke Frau. Und sagte laut: „Heunt solleten mir Wei gießen.“

Grete schrak auf. „Wollen S' was, Frau Kleinert? An Eislimonad vielleicht oder a Weinsuppen?“

„Heunt solleten mir Wei gießen,“ sagte die Kranke.

„Freilich. Wollen S'? Ich hab oben im Kasten an Wagen liegen.“

Die Kranke hielt sie aber an der Hand fest. „Nein, zu was berm? Ich giehet mir eh nur an Sarg heraus.“

## Eine Landeskunde der Provinz Brandenburg.\*)

Die immer weiter fortschreitende Arbeitsteilung ist auch das Charakteristikum der heutigen Wissenschaft. Selbst für den Fachgelehrten ist es gegenwärtig bereits schwer, sein ganzes Spezialgebiet einigermaßen zu übersehen und von allen neuen Ergebnissen, die in den zahlreich in allen Ländern erscheinenden wissenschaftlichen Zeitschriften überall zerstreut veröffentlicht werden, Notiz zu nehmen. Daher mehren sich von Jahr zu Jahr die Monographien, die eine Uebersicht über Einzelgebiete der Forschung geben, besonders da, wo sich ein durch den gesteigerten Verkehr, die Technik usw. hervorgerufenen praktisches Bedürfnis nach ihnen geltend macht, wie über Wirtschaftsleben, Kunst, Technik, Länder- und Völkertunde. Neben vielen sehr oberflächlich gehaltenen über einzelne deutsche Städte und Landesteile sind so in letzter Zeit auch einige Werke erschienen, die vor dem Forum der Wissenschaft mit Freuden begrüßt werden konnten, z. B. Andreas vorbildliche „Braunschweigische Volkstunde“, denen sich nun die Provinz Brandenburg mit einer auf breiter Grundlage angelegten Landeskunde anschließt, deren erster Band vor kurzem im Buchhandel ausgegeben worden ist. Um es gleich vorweg zu sagen: Trotz der stark byzantinisch gefärbten Widmung — ohne derartigen Fiktion scheint es neuerdings auch in der Wissenschaft nicht mehr zu gehen — und trotz verschiedener Mängel, über die im folgenden zu sprechen sein wird, kann das Werk, soweit man aus dem Inhalt des ersten Bandes und dem Prospekt auf das Ganze zu schließen vermag, sowohl den Bibliothekaren, wie seines relativ niedrigen Preises wegen auch dem Laien, besonders allen Freunden der Mark, zur Anschaffung empfohlen werden.

Als Herausgeber des Werkes, zu dem die Anregung in der Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg von dem bekannten, inzwischen verstorbenen märkischen Geschichtsforscher Prof. Dr. Friedrich Wagner ausging, zeichnen Ernst Friedel und Robert Mielle verantwortlich, denen zur Bearbeitung der einzelnen Spezialfächer ein zahlreicher Mitarbeiterstab zur Seite steht. Die Landeskunde der Provinz Brandenburg zu der die Vorarbeiten über einen Zeitraum von acht Jahren zurückreichen, soll „sein trodenes Sachschlagewerk sein, sondern ein lebensvolles Buch, das in alle Kreise des Wissens von unserer Heimat hineinträgt und in frischem, leicht faßlichem Vortrag Auskunft gibt über ihr Klima und ihre Geologie, über Pflanzen- und Tierwelt, Bevölkerung, Geschichte, Kunst, Industrie, Sitten, Volksleben und Sprache, das aber auch ein durchaus wissenschaftliches Buch sein wird“. Also eine Enzyklopädie der Mark Brandenburg. Sie soll in fünf Bänden zu 25 Vogen mit zirka 1000 Illustrationen erscheinen und bis 1911 fertig vorliegen. Inhaltlich sollen sich die fünf Bände derart gliedern, daß im ersten die Natur behandelt wird, im zweiten die Geschichte, im dritten die Kultur, im vierten die Volkstunde und im fünften die Sprache der Mark.

Der vorliegende erste Band zerfällt in vier Unterabteilungen: Das Klima, bearbeitet von Dr. G. Schmalbe, der Boden von Prof. Dr. Ed. Zache, die Pflanze von Dr. Paul Graebner und das Tier von Prof. Dr. Karl Edstein. Bei allen derartigen Sammelwerken sind die Beiträge der einzelnen Mitarbeiter von ungleichem Charakter und zum Teil sehr verschiedenem Wert. Auch eine gewisse Einseitigkeit ist häufig zu konstatieren, da naturgemäß bei der vielfach divergierenden Ansichten jeder Forscher seine eigene Meinung zum Ausdruck zu bringen geneigt ist und von anderen entgegengesetzten wenig Notiz nimmt. So entsteht häufig eine der Laien verwirrende und lädenhafte Darstellung. Gerade in solchen Fällen ist es zur Wahrung der nötigen Objektivität durchaus angebracht, auch einmal zwei Fachleute für ein bestimmtes Gebiet heranzuziehen. Oder wenigstens sollte die Vorbesprechung einem Ausschuss von mehreren Fachleuten obliegen.

Sehr interessant ist der erste Abschnitt des Buches über das Klima der Mark. Die Meteorologie ist bekanntlich eine noch sehr junge Wissenschaft, die bislang auf sehr unsicherer Basis zu arbeiten genötigt ist. Sie ist auch, da sie hier und da allzu präventiv auftrat und allerhand Pfuscher unter ihrer Flagge mit Prognosen aller Art ihr Wesen trieben, stark in Miskredit gekommen; neuerdings gewinnt sie allerdings mit der sprunghaften Ausbildung der aeronautischen Technik, der lenkbaren Luftschiffe und Flugapparate wieder erhöhtes Interesse. Ohne noch unge löste meteorologische Probleme anzuschneiden, beschränkt sich Prof. Schmalbe auf das Tatsächliche und gibt an Hand eines reichen statistischen Materials eine umfassende Uebersicht über die Temperatur- und Feuchtigkeits-, die Wind- und Luftdruckverhältnisse in der Mark. Einzige das Kapitel über „Witterung der Mark bei verschiedenen Wetterlagen“ hätte eine breitere Behandlung verdient; statistische Unterlagen wären gerade hierbei äußerst willkommen gewesen.

\*) Landeskunde der Provinz Brandenburg unter Mitwirkung hervorragender Fachleute herausgegeben von Ernst Friedel und Robert Mielle. 5 starke Bände gr. 8° zu je 400 Seiten mit etwa 1000 Abbildungen, zahlreichen Spezialkarten und der großen mehrfarbigen Karte der Provinz Brandenburg. 1: 900 000. Preis brosch. 20 M., in Leinwand geb. 25 M., für den einzelnen Band brosch. 4 M., geb. 5 M. Bd. 1: „Die Natur“. Berlin 1909, Verlag Dietrich Reimer (Ernst Wofsen).

„Aber, was Sie mit denken! Wann's Frühjahr kommt und die Hebe Sonne, da setzen Sie Ihnen in an komoten Winkel auf'n Hof, nacher kommen scho die Kräfte aa.“

„Naa,“ sagte die Kranke eigensinnig, „naa, das Frühjahr nemmt mich mit.“

„Frau Kleinert, unser Herrgott braucht Ihnen noch lang nit. Der hat eine Menge andre zum Surlensäen.“

So sprach Grete — leichtfertig, wie man zu Sterbenden redet, wenn man sie trösten will.

Sie wandte sich um und herrschte die Duben an: „Was kurst denn noch, Franzl? Mach ins Bett, Hannes!“ Sie schob beide energisch hinter die spanische Wand.

„Franz,“ sagte die Frau und wartete, bis ihr Mann an ihrem Bett stand, „Franz, wann ich im Frühjahr stirb — dann, waacht, nach die Dsien, nach der heiligen Fastenzeit, dann nimm die Grete. Sie geht so schön mit die Fragen um. Wie a richtige Mutter.“

„Jo, na jo,“ murmelte der Mann.

Grete aber wand einen Zipfel der Schürze in den Händen und war verschämt.

Die Turmuhr der Sankt-Stefans-Basilika schlug dröhnend die Mitternacht. Da kniete die alte Grete und sagte: „Gefegnetes neuchs Jahr!“ Sie füllte drei Gläschen mit Schillerwein, und man stieß miteinander an: der Hausmeister, die Hausmeisterin und Grete.

„Wis zum Frühjahr,“ sagte die Frau.

Es dauerte länger. Bis in den Sommer hinein. Im Frühjahr hatte die Frau noch im Hof geessen — ein schiefes Sonnenstrahl traf sie, schlief wie der Wid eines Geizhalses. Frau Kleinert wärmte sich in der großen Sonne und sah gebantenvoll vor sich hin.

All die Jahre hatte das Leben grausam schwer auf ihren Schultern gelegen, eine eiserne Bürde. Sorgen und Kummer. Und die Kinder. Jedes kostete Plage und brennende Schmerzen. Wolte geliegt und genährt sein. Und der Mann mit seinen Forderungen. Ja, und das Haus. Der Mann ging am Morgen weg — er hatte seinen Dienst als Bankdiener. Sie, die Frau, lehrte und schneuerte und putzte — immer in Angst vor des Hausherrn prüfendem Auge. Sommers in trüg drückender Glut und Winters, wenn die eissigen Treppensteine unter der heißen Lauge, unter Bürste und Wischtuch dampften.

Das war nun lang vorbei. Jetzt sah Frau Kleinert in ihrem sonnendurchwärmten Söden und genöß endlich einmal ihr Leben. Es war zuletzt für sie noch hüßlich auf der Welt geworden — als sollte ihr der Abschied recht schwer gemacht werden. Alle drei Stockwerke weitesterten in Liebesgaben. Grete gar, die leistete Uebermenschliches. Bei Tag räumte sie und lochte für ihre Herrschaft und die Nächte widmete sie der Hausmeisterin und wusch und stidte.

Alle waren so freundlich gegen Frau Kleinert. Sie mußte gerührt lädeln. Gegenüber orgelte ein Klavierwerkel „Ich war ein Mädal jung und lieblich...“ Im dritten Stock ein Heiserl sang süß und fein und sehnsüchtig. Frau Kleinert bemühte sich sehr, dieses armen, gefangenen Vogels Liedchen zu verstehen. Und dachte plötzlich an eine Wieje voll Gänseblümchen, Priemeln und Maiglöden und dachte an weidende Lämmer und Glodenklang. „Bin ham, bin ham,“ dröhnte es ihr in den Ohren und rauschte plötzlich auf zu einer großen, mächtig surrenden Welle, daß ihr der Schein vor den Augen erblich, als hätte die große Welt sich über sie gestürzt.

Das Begräbnis der Frau Kleinert war sehr schön. Alle weinten, am bittersten die Grete.

Drei Wochen später wollte die junge, rosige, glückliche Gnädige mit Mann und Bubi zu ihrer Frau Mama aufs Gut — da sagte sie zu Grete: „Ich lasse Sie natürlich in der Wohnung mit Kostgeld und allem Nötigen.“

„Ich küß die Hand,“ sagte Grete, „indem daß ich mich veränder. Ich hab nur auf der Gnädigen ihre Abreise gewart.“

„Also wirklich?“

„Ja, Gnädige,“ sagte die Grete, und eine Blutwelle bemühte sich, ihr Antlitz zu röten. „Zeit zum Warten is nit — wegen die Kinderln und zwegen dem Haus. Acht haben wer ich schon auf die Wohnung der Gnädigen.“

Im Herbst lam die Gnädige heim. Kaum hatte sie Hut und Mantel abgelegt, lief sie hinab zur Hausmeisterin.

Grete lam ihr strahlenden Angesichts entgegen. Das Kleinste hielt sie auf dem Arm, die Emmi hing an ihrer Schürze. „An Kofsuppen loch ich,“ sagte Grete.

„Bubi hat ein Zähnechen gekriegt,“ rief die Gnädige als Wichtigstes.

„Ij je! Da saan mit scho weiter,“ antwortete Grete und lachte vergnügt. „Der Tonerl haben die Warmherzigen gestern an Baden-zahn gerissen.“

In der Stube war's hell und freundlich aufgeräumt. Das Bett, in dem Frau Kleinert gelegen hatte, war hoch geschichtet, mit einer gefädelten Dede geschmückt.

Sind Sie recht glücklich, Grete?“

„Des will ich maanen,“ antwortete Grete stolz. Dann, nach einer Sekunde des Schweigens: „Alle Zeit amal, gnä Frau, geh ich am Friedhof und bring der armen Frau a Kranzl. Sie hat sich doch für meiner plagt. Gott hab sie selig. Ich hab da immer dürfen warten und zählen und mei Kraft sparen. Sie hat indessen die Kinder geboren und sich die Gesundheit berruiniert. Ich, gnä Frau, bin am Faun gessen, und dertweil joan mir da im Garten drummet meine fünf schönen Blüemerln derblüht.“

Und Grete küßte das kleine, das sie am Arm trug und putzte dem andern, das an ihrer Schürze hing, die Stupsnase.

Nicht befreunden kann ich mich mit der Darstellung, die der Boden der Mark Brandenburg durch Professor Zache gefunden hat. Gewiß ist Prof. Zache ein guter Kenner der märkischen Landschaft, und er versteht es, ein anschauliches Bild der Bodenformen und der Bodenzusammensetzung einer Gegend zu geben, aber eine Landeskunde der Provinz Brandenburg müßte mehr enthalten als eine territoriale Beschreibung, die noch dazu an Unübersichtlichkeit leidet; hier wäre der Platz gewesen für eine genetische geologische Darstellung, für eine Entwicklungsgeschichte des märkischen Bodens, daran anschließend eine Untersuchung über die Wechselbeziehungen zwischen Boden und Wirtschaftsleben. Was aber die Lektüre dieses Abschnittes manchmal direkt unerquicklich macht, ist die Einseitigkeit, die selbst dem Laien in die Augen springen muß; jedem, der mit dem Gegenstand einigermaßen vertraut ist, wird die Zachesche Abhandlung wie eine fortlaufende Polemik erscheinen. Es ist der den Nichtfachleuten kaum bekannte, — wie das aber nun mal unter deutschen Professoren so üblich ist — mit erbitterter Schärfe geführte Kampf zwischen „Glazialisten“ und „Tektonisten“. Es handelt sich dabei um die Frage, durch welche Kräfte das Relief des norddeutschen Flachlandes, also auch das der Mark Brandenburg, herausgebildet worden ist. Die Glazialisten behaupten, daß die verschiedenen Glazial-Eiszeiten mit ihren Folgeerscheinungen der Hauptfaktor bei der heutigen Oberflächengestalt unserer Gegend waren; daß durch den mehrfach wiederholten Schub und Druck der von Norden heranziehenden, wohl 1000 Meter mächtigen Eismassen in dem Untergrund gewaltige Zerrungen, Zerreißungen, Quetschungen, Falten und Verwerfungen entstanden und daß die Schmelzwasser der Gletscher durch Erosion in den abgelagerten Schuttmassen Täler, Rinne und Kolk bildeten, in denen später das Wasser der Seen und Flüsse sich sammelte. Die bekanntesten Vertreter dieser Richtung, der übrigens die meisten Geologen angehören, sind Wahnschaffe, Verendt, Keilhack und andere. Im Gegensatz zu diesen sind die „Tektonisten“ der Ansicht, daß die Höhenunterschiede im norddeutschen Flachland, die Flußtäler und Seenrinnen, ebenso die Schichtenstörungen das Produkt tektonischer Kräfte sind, derselben Kräfte, die infolge der durch die Schrumpfung des glühflüssigen Erdkerns erzeugten Spannung unsere Gebirge aufkalteten und die feste Erdrinde in zahlreiche, bald aufsteigende, bald niederfinke Schollen zersplitterten. Nun ist es selbstverständlich, daß das norddeutsche Flachland in bezug auf die Wirkung tektonischer Kräfte keine Ausnahmestellung einnimmt, das Richtige wird hier wohl wie überall in der Mitte liegen. Aber den tektonischen Kräften eine so dominierende Stellung einzuräumen, wie Zache es tut, das geht denn doch zu weit. Für Zache ist jede Höhe ein zwischen niedergefunkenen Schollen stehen gebliebener Horst, jedes Flußtal durch Verwerfung entstanden; die ungeheure Energie erobrierender (auspülender) Gewässer scheint für ihn nicht zu existieren. Dabei vergißt er ganz, daß Verwerfungen und andere Schichtenstörungen gerade im norddeutschen Flachland ganz lokale Ursachen haben können, zum Beispiel Auslaugung großer Salz- oder Gipslager und Einsturz der so entstandenen Hölräume. Jedenfalls ist das Beweismaterial für Zaches Theorie durchaus nicht zureichend, obwohl es fast den ganzen Raum des Abschnittes einnimmt und die Eiszeit mit ihren immensen, bis in die Gegenwart hineinreichenden Wirkungen nur so nebenbei erwähnt wird. Eine unshöne Art der Polemik im Ton, den Begner gewissermaßen mit einer verächtlichen Handbewegung abzutun, trägt auch nicht dazu bei, den Eindruck der Zacheschen Abhandlung zu verbessern.

Dafür entschädigen dann die beiden folgenden Abschnitte des Buches. Umso mehr Dr. Gräbner, als ausgezeichnete Botaniker durch eine ganze Reihe hervorragender Werke bekannt, erachtet es in der vorliegenden Darstellung als seine Hauptaufgabe, die für die Mark typischen Pflanzenvereine, die Ursachen ihrer Bildung und ihre Zusammensetzung zu schildern. Gerade die Flora der Mark Brandenburg bietet für den Botaniker außerordentlich viel des Interessanten, da hier ganz verschiedene Pflanzengrenzen durchlaufen und sich schneiden; Steppen- und atlantische, südliche und nördliche Formen stoßen hier aufeinander; hinzu kommen verschiedene seltene Arten, Relikte (Ueberbleibsel) aus der Eis- und Steppenzeit, vorgeschobene Posten aus anderen Verbreitungsgebieten, vielfach auch Flüchtlinge aus den botanischen Gärten oder exotische Vertreter der längs der stark frequentierten Eisenbahnzüge sich ausdehnenden Flora. Bei der geringen Verbreitung botanischer Kenntnisse ist es allerdings sehr zweifelhaft, ob die ungeheure Fülle lateinischer Namen ohne entsprechende Abbildungen dem Laien etwas nützen wird.

Ebenso wie Gräbner ordnet auch Professor Eckstein seinen Stoff nicht auf Grund äußerer Merkmale nach Systemen, sondern er gliedert die Tierwelt der Mark nach Lebensgemeinschaften. Er führt den Leser wie auf einer unterhaltenden, abwechslungsreichen Wanderung durch Haus und Hof, Stadt und Dorf, in Wald und Feld, in Sumpf und See, über Wiesen und Weidland, und von allem, was da krecht und flucht, weiß er in fesselnder Weise zu erzählen. Mit großer Anschaulichkeit wirken dabei die mitgeteilten statistischen Zahlen, z. B. über die Vermehrung der Feldmäuse, den Wildstand und die Schmetterlinge des märkischen Waldes und die eingeschleppten biologischen, historischen und technischen Bemerkungen.

Das Kartenmaterial des vorliegenden Bandes ist gut. Jedoch

ist mit Illustrationen allzusehr geknauert worden. Eine Landeskunde kann gar nicht genug davon bringen, wenn sie anschaulich wirken soll; besonders charakteristische Landschafts-, Vegetations- und Tierbilder hätten in größerer Anzahl dem Werke beigelegt werden müssen.

## Kleines feuilleton.

**Sonnenuhren.** Es gibt nicht viele Städte, die über den stolzen Besitz einer Sternwarte verfügen und dort jedem Bürger durch das Schwenken einer Fahne oder einen Kanonenschuß den feierlichen Moment anzeigen, da die Sonne in den Meridian des Ortes getreten ist; — es gibt auch nicht überall Eisenbahnstationen, deren Amtsbuhr allen Zeitmessern im Ort als Vorbild der Pünktlichkeit dient; draußen auf den Enden, in den Dörfern und einsamen Gehöften können oft Wochen vergehen, ehe man Gelegenheit hat, den Gang seiner Uhr auf ihre Richtigkeit hin zu kontrollieren, und dort würden die „Gnomons“ auch heute noch zu wahren Wohltätern, wenn man es nicht im Wechselspiel der Zeit vergessen hätte, die Wohlthat einer Sonnenuhr zu schätzen. Allerdings ist es nicht leicht, solch einen Stundenmesser zu konstruieren, wer aber von der mathematischen Geographie etwas versteht und auch sonst mit Lineal und Zirkel ein wenig zu hantieren weiß, wird auch ohne große Rechenkunstsünde eine richtig zeigende Sonnenuhr zuwege bringen. Ueberall, wo die milde Himmelsgabe hinfällt, kann man einen solchen Gnomon aufstellen oder anbringen. Ein Tisch, ein Fensterbrett oder die Glasscheibe eines Fensters genügen, und es gibt Sonnenuhren, die selbst so angelegt werden können, daß sie nicht einmal eines Zeigers bedürfen. Für gewöhnlich ist der Zeiger aber der wichtigste Bestandteil dieses Stundendeuters; seine Spitze stellt den Mittelpunkt der Erde vor, durch den die Weltachse geht. Diese Spitze dreht sich nun mit der Erde um die Sonne, und sobald der Zeiger von der Sonne beleuchtet wird, wirft er seinen Schatten auf das Zifferblatt und zeigt so die Stunden des Tages an. Es gibt wagrecht und senkrecht Sonnenuhren, die verbreitetsten aber liegen horizontal. Man sieht sie auf freien Plätzen, und namentlich in Italien und Spanien sind sie heute noch selbst in kleinen Ortschaften oft anzutreffen. Hohe Obelisk und schön gebaute Pyramiden trifft man da auf manchem Marktplatz, die auf ihrer Spitze eine Eisenstange tragen. Diese endigt in einer kleinen ovalen Scheibe, die in der Mitte durchlöchert ist. Auf der Erde aber im Pflaster läuft ein heller Steinstreif oder eine metallene Linie, um auf das genaueste den Meridian des Ortes zu bezeichnen. Fällt nun der Schatten der Spitze auf den Streifen von Metall oder Stein, dann ist es Mittag. In Deutschland trifft man die senkrechten Sonnenuhren viel häufiger an als die horizontalen: auf den Kirchtürmen und an den Mauern öffentlicher Gebäude sind sie da manchmal noch zu sehen, von altersther mit bunter Malerei geziert, und bilden für den Stand der damaligen Wissenschaft ein ehrenwertes Denkmal. Köstliche Sonnenuhren pflegten die Baumeister der Renaissance bei ihren Brunnbauten anzubringen. In die Kirchenkuppel oder in das Dach eines Palastes brachten die Architekten einen Einschnitt an, eine sorgsam berechnete Luke, und wenn durch dies Fensterlein ein Streifen des Sonnenlichts auf den Fußboden leuchtete, dann traf er um die Mittagshunde genau auf eine helle Linie im Pflaster, als Kundgabe, daß die Zeit den Gipfel des Tages erklimmen hatte.

## Hygienisches.

**Ein einfaches Schlafmittel.** Es ist eine allbekannte Tatsache, daß die Blutverteilung für die Erzeugung des Schlafes von erheblicher Bedeutung ist. Zum Zustandekommen des Schlafes ist Blutleere des Gehirns notwendig, daher entsteht das Gefühl der Schläfrigkeit nach starken Mahlzeiten, weil das für die Verdauung notwendige Blut nach dem Magen und Darm fließt und dadurch das Gehirn blutleer wird. Aber auch die Beschaffenheit des Blutes kommt für die Erzeugung des Schlafes in Betracht. Schlechte Blutbeschaffenheit erzeugt Schläfrigkeit, an welchem Uebel bekanntlich viele blutarme und bleichsüchtige Menschen leiden. Neben der Blutbeschaffenheit ist aber auch die Atmung für das Zustandekommen des Schlafes von Bedeutung. Oberflächliche Atmung bewirkt neben sonstigen Gesundheitsstörungen schlechten Schlaf und daher rät Professor Haug, da viele Menschen gewohnheitsmäßig nur oberflächlich atmen, als Mittel gegen Schlaflosigkeit eine Art von Lungengymnastik an. Der Patient soll jeden Abend unmittelbar vor dem Schlafengehen am offenen Fenster bei festgeschlossener Munde 6 bis 12 recht tiefe Atemzüge tun und das im Bett in Rückenlage wiederholen. Das Atmen darf nicht gewaltsam sein, muß aber so tief wie möglich erfolgen. Nach der Einatmung läßt man den Brustkorb wieder zusammensinken, mit der Zeit wird die Zahl der Atemzüge erhöht. Die durch das tiefe Atmen bewirkte reichliche Zufuhr von Sauerstoff hat einen tiefen traumlosen Schlaf zur Folge. Schon dadurch werden alle Lebensvorgänge günstig beeinflusst. Diese günstigen Erfolge treten aber nur dann ein, wenn die Atemübungen regelmäßig betrieben werden. Sie ab und zu einmal vorzunehmen, hat wenig Zweck. Nur Beharrlichkeit führt zum Ziel. Nebenbei arbeiten solche Atemübungen in wirksamster Weise der Schwindsucht entgegen.